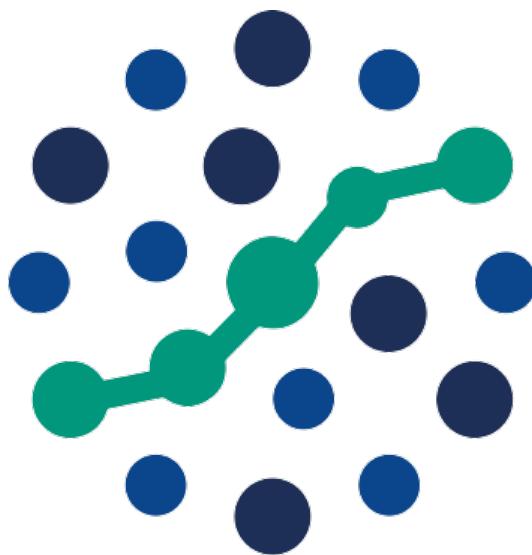




Diese Literatur-
empfehlungen stehen
unter CC BY 4.0. Sie
können unter
Namensnennung
weiterverbreitet und
adaptiert werden.



TRANS**SO**DIA

Kommentierte Literaturliste zu Biografischer Diagnostik.

Empfohlene Literatur für Lehrveranstaltungen und
Seminare.

Veröffentlichungsdatum: 01.10.2024

Autorin: Karin Goger (Fachhochschule St. Pölten, A)



Kofinanziert von der Europäischen Union

„Man kann nie wissen, was man wollen soll, weil man nur ein Leben hat, das man weder mit früheren Leben vergleichen noch in späteren korrigieren kann. (. .) Es ist unmöglich zu überprüfen, welche Entscheidung die richtige ist, weil es keine Vergleiche gibt. Man erlebt alles unmittelbar, zum ersten Mal und ohne Vorbereitung. Wie ein Schauspieler, der auf die Bühne kommt, ohne vorher je geprobt zu haben. Was aber kann das Leben wert sein, wenn die erste Probe für das Leben schon das Leben selber ist? Aus diesem Grunde gleicht das Leben einer Skizze. Auch ‚Skizze‘ ist nicht das richtige Wort, weil Skizze immer ein Entwurf zu etwas ist, die Vorbereitung eines Bildes, während die Skizze unseres Lebens eine Skizze von nichts ist, ein Entwurf ohne Bild.“

Aus: Milan Kundera, Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins, 1984:11

Alheit, Peter (2010): Identität oder „Biographizität“? In: Giese, Birgit (Hrsg.) (2010): Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 219–249.

Peter Alheit diskutiert in diesem Beitrag, dass die Rekonstruktion individueller Lebensführung auf ein neues Paradigma des Lernens verweist und dass „Identität“ und „Biografie“ als komplementäre Konzepte gedacht werden können. Dazu verweist er zunächst auf zeitdiagnostische Befunde, wonach die Organisation sozialen Lebens immer mehr zur Angelegenheit der Einzelnen wird (Individualisierung) – und eine Universalisierung des Pädagogischen (Stichwort lebenslanges Lernen) festgestellt werden kann. Da der Lebenslauf an Bedeutung verliert und die moderne Biografie riskant wird, sei der:die Einzelne gefordert, selbst biografische Identität herzustellen. Entlang von drei bedeutsamen Theorien legt Alheit dar, wie sich diese Bedingungen der postmodernen Gesellschaft auf die sozial- und bildungswissenschaftliche Theorieentwicklung und damit auch auf Paradigmen der Sozialen Arbeit – insbesondere der Sozialpädagogik – niederschlagen.

Zunächst legt er den zentralen Doppelfokus des Sozialisationsparadigmas dar: Während Individuen in die Gesellschaft „hineinsozialisiert“ (Alheit 2010:221) werden, werden einerseits gesellschaftliche Strukturen reproduziert. Dabei bleibt die Ausbildung von Identität und Handlungskompetenz andererseits eine subjektive Leistung vor dem Hintergrund einer immer komplexerer (und funktional ausdifferenzierter) Sozialwelt. Anstelle einer Beschränkung auf Kindheit und Jugend werde ein lebenslauftheoretischer Ansatz gefordert, der sich Fragen der beruflichen Sozialisation und der (Erwerbs- und Care-)Arbeit wie des Prozesses des Alterns zuwendet. Alheit attestiert der Sozialisationsforschung angesichts der Entkoppelung von Theorie und Empirie sowie einer Dominanz quantitativ-statistischer Studien eine mangelnde Eignung für die Erforschung lebenslangen Lernens und biografischer Prozesse. Anstatt die soziologische Biografieforschung zur Kenntnis zu nehmen, habe sich die Sozialisationsforschung der Individualisierungsdebatte (siehe die Hinweise zu Beck und Kohli) und der postulierten Notwendigkeit des lebenslangen Lernens zugewandt. Die Sozialisationsforschung widmete sich zusehends „der Strukturierung von biographischen Statuspassagen durch gesellschaftliche Institutionen“ (Alheit 2010:224), wie dem

Arbeitsmarkt, dem Wohlfahrtssystem, dem Berufs- und Bildungssystem. So konnte erkannt werden, dass die „Verknüpfung von Institution und Biographie (.) eine neue, eigenständige Regulationsebene des sozialen Lebens [schafft] und dass die „Institutionalisierungsprozesse immer ,vergeschlechtlicht‘ sind“ (Alheit 2010:225).

Alheit argumentiert, dass auch diese Analysen institutioneller Modernisierungsprozesse nicht in der Lage seien, das „Auseinanderfallen zwischen gesellschaftlicher Modernisierung und ‚Biographisierung‘ als Pendant auf der Subjektseite“ zu verhindern (Alheit 2010:225). Aus seiner Sicht bietet der Begriff der Biografisierung im Unterschied zum Begriff der Individualisierung mehrere Vorteile. So setze er stärker „auf die Integrations- und Identitätsleistung der Subjekte im lebensgeschichtlichen Prozess“ und knüpfe „unmittelbar an Konzepte der Selbstdeutung und des Alltagshandelns an“ (Alheit 2010:226). Darüber hinaus werden im Phänomen der Biografie die beiden Aspekte von „Struktur und Handeln, Subjekt- und Objektperspektive, Gesellschaft und Individuum“ integriert (Alheit 2010:226). Entlang der Mehrdeutigkeit des Begriffs Biografie als konkret gelebtes Leben, als subjektive Sinnkonstruktionen, als Prozessstruktur und als kommunikative Repräsentation erklärt Alheit, dass „die narrativ darstellbare Lebensgeschichte (.) die entscheidende Ressource zum immer neu geforderten Prozess der Vergewisserung der eigenen Identität [ist]“ (Alheit 2010:227). Parallel zu diesen Konzepten habe auch der Begriff der Identität im theoretischen Diskurs eine beachtliche Veränderung durchlaufen. So werde Identität nicht mehr als Ergebnis einer Entwicklung (vgl. Erikson 1991, zitiert nach Alheit 2010:228) verstanden, sondern im Sinne einer „balancierenden Identität“ (Krappmann 1971, zitiert nach Alheit 2010:228) als interaktiver Prozess ohne fixen Ausgangs- oder Ankunftsplatz und innerhalb eines sozialen Umfelds begriffen (vgl. Mead 1968, zitiert nach Alheit 2010:228). Erzählte Lebensgeschichten würden sich besonders gut dazu eignen, der Identitätskonstitution nachzugehen, „denn in der biographischen Selbstpräsentation beobachten wir einerseits den Prozess der Internalisierung der Lebenswelt einer Person im Laufe der Sozialisation“, also die ‚Außenprägung‘ der Identität, und andererseits die Einordnung biografischer Erfahrungen in gewachsene Wissensbestände, wenn man so will, den ‚inneren‘ Aufbau von Identitätsdispositionen, d.h., wir haben Zugang zur Konstitution von Erfahrungs- und Verarbeitungsmustern, die zur gegenwärtigen und zukünftigen Orientierung in der Sozialwelt benötigt werden“ (Fischer-Rosenthal/Rosenthal zitiert nach Alheit 2010:229).

Alheit versteht Identität sowohl als Prozess der flexiblen, individuellen und gesellschaftlich konstituierten Erfahrungsaufschichtung als auch als Ergebnis im Sinne einer Momentzuschreibung. Anhand eines Fallbeispiels legt er dar, wie Identität immer neu hergestellt werden muss und Ergebnis (alltäglicher) biografischer Arbeit und einer Art „Selbstbildungsprozess“ ist (Alheit 2010:231). Er macht deutlich, dass die Konstruktion des Lebens zum einen ein komplexer Vorgang der Bewältigung von Diskontinuitäten und Veränderungen ist. Zum anderen greife die Bewältigungsform auf eine „Intuition des eigenen Lebens“ (Alheit 2010:238) zurück, mit der Erfahrungen zu Prozessstrukturen im Sinn von Schütz (1981, 1984) verdichtet werden. In aller Regel verbindet Menschen das „kontrafaktische Grundgefühl, dass wir Akteure und Planer unserer Biographie sind und eine gewisse Kontinuität unseres ‚Selbst-Seins‘ immer wieder herstellen können“ (Alheit 2010:238). Zwar wirken Einflüsse wie das Geschlecht, die soziale Zeit, das soziale Herkunftsmilieu, familiäre Migrationserfahrungen u.Ä.m., doch werde diese Einflüsse nicht „als

solche“, sondern „als Aspekte aufgeschichteter Erfahrungen“ (Alheit 2010:238) wahrgenommen. Auch handle es sich bei der „Intuition des Lebens“ nicht um einen intentionalen Handlungsplan, sondern um ein unbewusstes Grundgefühl und einen versteckten „Sinn“ hinter den sich abwechselnden Prozessstrukturen des Lebensablaufs. Die „biografische Konstruktion“ verkörpere eine „nach außen offene Selbstreferentialität, die Außeneinflüsse mit der ihr eigenen ‚Logik‘ selbst verändert“, und könne außerdem als „biographische Temporalisierung sozialer Strukturen“ begriffen werden (Alheit 2010:239). Diese „prinzipielle Fähigkeit, Anstöße von außen auf eigensinnige Weise zur Selbstentfaltung zu nutzen“ und „auf eine nur selbst verfügbare Weise zu lernen“, bezeichnen Alheit und Dausien als Biografizität. Alheit folgert, dass „ein biographietheoretisch aufgeklärtes Identitätskonzept (...) die Beziehung von Selbst und Welt zum Gegenstand [hat] – und diese Beziehung ist ein lebenslanger Lernprozess“ (Alheit 2010:241). Das intuitive Wissen über das Potenzial an „ungelebtem Leben“ (Weizsäcker, zitiert in Alheit 2010:241) stellt aus seiner Sicht eine wertvolle Ressource für Lern- und Identitätsbildungsprozesse dar, da es uns erlaubt, eine veränderte Position zu uns selbst einzunehmen bzw. unsere Perspektive auf unsere Biografie zu verändern. Darüber hinaus berge die Modifikation individueller Selbst- und Weltreferenzen auch die Chance zur Transformation institutioneller Rahmenbedingungen (vgl. Alheit 2010:241). Alheit kritisiert abschließend, dass biografieorientierte Bildungsprozesse immer wieder als „quasitherapeutische“ Interventionen angelegt sind, und plädiert dafür, dass Pädagog:innen in den Biografien transitorischer Existenzen neben den beträchtlichen Risiken auch die biografischen Chancen erkennen.

Alheit, Peter (2020): Biografizität als „mentale Grammatik“ der Lebenszeit. In: Schilling, Elisabeth / O’Neill, Maggie (Hrsg.): Frontiers in Time Research. Einführung in die interdisziplinäre Zeitforschung. Wiesbaden: Springer VS, 161–183.

In diesem Beitrag erläutert der Pädagoge, Soziologe und Biografieforscher Peter Alheit in prägnanter Weise den Begriff der Biografizität. Ausgehend von Erkenntnissen der Gehirnforschung und neurobiologischen Konzepten der Kognition legt er zunächst dar, wie unsere Wirklichkeitsverarbeitung durch eine innere Logik bestimmt wird. Ausgehend von einer systemtheoretischen Gesellschaftsdiagnose Luhmanns, dass sich soziale Akteur:innen in mehrere Identitäten zerlegen müssen, geht Alheit der Frage nach, wie Soziales biografisch verarbeitet wird und Biografisches sozial übertragen werden kann. Entlang des Konzepts des „doing gender“, also der sozialen Praxis der Geschlechterkonstruktion, erklärt er die Bedeutung lebenszeitlicher Prozessstrukturen und wie das „Geschlecht-Werden“ in unsere biografische Erfahrung hineinverwoben ist. Schließlich stellt er Parallelen zwischen dem Konzept der Biografizität als einzigartigem „Code“ bzw. eigener mentaler Grammatik der biografischen Erfahrungsverarbeitung und dem Habitus-Konzept von Pierre Bourdieu fest.

Für (angehende) Sozialarbeiter:innen empfehlen wir diesen Beitrag, weil Alheit hier prägnant in wesentliche Befunde und Theorien zu Biografie einführt und weil das Konzept der Biografizität eine theoretische Grundlage für viele biografische Methoden und Ansätze darstellt. Darüber hinaus bietet das Konzept der Biografizität auch eine wertvolle Perspektive auf die Adressat:innen Sozialer

Arbeit, auf das „Gewordensein“ ihrer Motivations- und Attributionsmuster und auf die Wechselwirkungen zwischen Identität, sozialem Umfeld und gesellschaftlichen Bedingungen.

Bukow, Wolf-Dietrich / Spindler, Susanne (2011): Fallstricke einer biographischen Hinwendung zum Subjekt in Forschungsprozessen. In: Schimpf, Elke / Stehr, Johannes (Hrsg.): Kritisches Forschen in der Sozialen Arbeit. Gegenstandsbereiche - Kontextbedingungen - Positionierungen - Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 275-289.

Wolf-Dietrich Bukow und Susanne Spindler forscht(en) u.a. zu Migration, Rassismus, urbanem Zusammenleben. In ihrem Beitrag betonen sie zunächst das Potenzial einer biografieorientierten und individualisierten Sozialen Arbeit, um sich in weiterer Folge den „Fallstricken“ einer biografischen Perspektive zuzuwenden. Dazu zählen sie u.a. eine mangelnde Reflexion der Rahmenbedingungen der biografischen Interviewsituation und der „Neuerfindung des anderen“. Die Autor:innen legen dar, wie Biografie im lebensgeschichtlichen und globalen Kontext konstruiert wird. Dabei kritisieren sie die Annahmen, dass Biograf:innen über eine – bildungsbürgerliche – Kompetenz verfügen, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, und dass Lebensgeschichten eine innere Logik aufweisen. Auch fragen sie sich, inwieweit lebensgeschichtliche Aspekte in Zusammenhang mit der Inklusion in gesellschaftliche Systeme von Bedeutung sind. Ausgehend von der Annahme, dass es sich bei der Produktion von Biografie um eine „hybride Inszenierung“ zwischen globalgesellschaftlichen Einflüssen und lebensgeschichtlich verarbeiteten Elementen handelt, bieten die Autor:innen Vorschläge, wie sich Fallstricke vermeiden lassen. So plädieren sie für ein hermeneutisches Vorgehen, den Verzicht auf vereinfachende Ursache-Wirkungs-Erklärungen und eine Reflexion und Analyse institutioneller Erwartungen und Einflüsse in Forschung wie in Praxis.

Auch wenn manche Kritikpunkte an der Biografieforschung wie Unterstellung wirken und auch nicht mit Quellenverweisen belegt bzw. argumentiert werden, so bietet der Beitrag doch wesentliche Anregungen zur Reflexion eigener Vorannahmen über Biografien und potenzieller Fallen des eigenen professionellen Handelns.

Buttner, Peter / Gahleitner, Silke B. / Hochuli Freund, Ursula / Röh, Dieter (Hrsg.): Handbuch Soziale Diagnostik. Perspektiven und Konzepte für die Soziale Arbeit. Berlin: Verlag des Deutschen Vereins für öffentlich und private Fürsorge e.V.

Dieser Sammelband bietet einen umfassenden und verständlichen Überblick zu aktuellen Perspektiven und Konzepten der Diagnostik in der Sozialen Arbeit. Ausgehend von einer Einführung zur historischen Entwicklung und zu professionellen Prinzipien der Sozialen Diagnostik werden theoretische Perspektiven zu Begriffen wie Biografie, Sozialraum, Identität, Soziale Beziehungen und Inklusion herausgearbeitet. Anschließend werden aktuelle Konzepte der Sozialen Diagnostik, wie die Sozialraumanalyse, Netzwerk- und Ressourcendiagnostik durch Fallbeispiele veranschaulicht. Besonders hervorzuheben ist die Vielfalt der Konzepte, die das Prinzip der Mehrperspektivität widerspiegeln. Schließlich werden zahlreiche Instrumente und Verfahren der Sozialen Diagnostik

beschrieben und mit Fallbeispielen illustriert. Vorgestellt werden Instrumente für die Diagnostik im Einzelfall wie Genogramm, Netzwerkkarten, Fallverständnis wie auch Verfahren für die Analyse von Gruppen und Sozialräumen. Die Beschreibungen sind durchwegs als kurze Einführungen gestaltet und bieten Literaturhinweise für die weiterführende Vertiefung.

Den Autor:innen gelingt es, in einem gut überschaubaren Band die gemeinsamen Grundlagen der Sozialen Diagnostik darzustellen und die große Diversität und Vielfalt in diesem Feld abzubilden. Der Sammelband stellt aus unserer Sicht ein wesentliches Grundlagenwerk für alle Kolleg:innen dar, die sich mit Sozialer Diagnostik befassen.

Für eine umfassende Rezension sei verwiesen an:

Balz, Hans-Jürgen: Rezension vom 01.08.2018 zu: Buttner, Peter / Gahleitner, Silke Brigitta / Hochuli Freund, Ursula / Dieter Röh (Hrsg.) (2018): Handbuch Soziale Diagnostik. Perspektiven und Konzepte für die Soziale Arbeit. Berlin: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V. <https://www.socialnet.de/rezensionen/24134.php> [11.08.2023]

Corsten, Michael (2020): Lebenslauf und Sozialisation. Wiesbaden: Springer VS.

Dieses Lehrbuch will primär Studierende der Sozialwissenschaften in die soziologische Perspektive auf die Themen Lebenslauf und Sozialisation einführen. Für (angehende) Sozialarbeiter:innen und Sozialpädagog:innen interessant ist der gesellschaftliche Einfluss auf individuelle Entwicklungs- und Bildungswege, der hier untersucht wird. Sprachlich findet Michael Corsten einen ansprechenden Mittelweg zwischen den Anforderungen des soziologischen Sprachdiktus und eines gut verständlichen Stils. Inhaltlich ist das Lehrbuch in drei „Kurseinheiten“ gegliedert:

Der erste Teil gibt einen Überblick über die historische Entwicklung der Lebenslaufforschung, der bei den Klassikern der Chicagoer School beginnt und bei den biografischen Einzelfallrekonstruktionen von Beraux und Beraux-Wiaume endet. Corsten führt in prägnanter Weise in die Begriffe Lebenslauf, Biografie, Sozialisation, Lebenszeit und deren Abgrenzungen ein und stellt das Lebenszyklus-Modell von Erik H. Erikson, das von Friedrichs und Kamp sowie das Lebensverlaufskonzept von Baltes vor. In seinen Ausführungen zur Biografie widmet sich Corsten den Arbeiten von Fritz Schütz zur autobiografischen Stegreiferzählung, dem ethnosoziologischen Ansatz von Daniel Beraux, der den Fokus auf die biografische Abfolge von sozialen Welten und sozialen Lagen legt, und dem Begriff der Lebenskonstruktion von Heinz Bude, unter dem dieser eine „leibexpressive Äußerung“ sowohl innerhalb der (biografischen) Erzählung wie auch im Leben selbst versteht. Anhand statistischer Daten aus Deutschland erläutert Corsten, was unter „gewonnenen Jahren“ und „sicherer Lebenszeit“ zu verstehen ist. Er erklärt Martin Kohlis Konzept des Institutionalisierten Lebenslaufs und Karl Mannheims Generationentheorie, wonach Generationen in ihren Erfahrungen, Perspektiven, Präferenzen und Problemlagen miteinander verbunden sind. In seinen Erläuterungen des Begriffs Sozialisation bezieht sich Corsten zunächst auf frühe Definitionen wie jene von Klaus Hurrelmann und Matthias Grundmann: In diesen wird Sozialisation als Prozess verstanden, mithilfe dessen sich Menschen in Beziehung zu anderen die Fähigkeiten und das

Verständnis aneignen, um am sozialen Leben teilzunehmen. Anschließend skizziert er soziologische Theorien der Sozialisation, wie die Rollentheorie, die strukturfunktionalistische Vorstellung der Internationalisierung von Werten und das systemtheoretische Konzept der Selbstsozialisation. Besondere Aufmerksamkeit schenkt er dem Symbolischen Interaktionismus und dem Sozialökologischen Modell. Im letzten Kapitel des ersten Kursabschnitts geht er der Frage nach, wie sich eine Lebenslaufperspektive und die Sozialisationsforschung aufeinander beziehen lassen. Dazu erläutert er zunächst die Bedeutung der „Sozialisationsinstanzen“ Familie, Schule und Arbeit, skizziert Theorien sozialbiografischer Entwicklung, wie jene der Entwicklungspsychologen Jean Piaget und Lawrence Kohlberg, und diskutiert den Begriff der „kritischen Lebensereignisse“.

Im zweiten Teil werden quantitative und qualitative methodische Zugänge der Lebenslauf- und Biografieforschung beschrieben. Der Fokus liegt hier auf dem Verständnis der Beweisstrategie und weniger auf technischen Details der Durchführung. Corsten beschreibt hier beispielsweise, was Längsschnittperspektiven und Kohortendesigns ausmacht, welche Datenquellen für Ereignisanalysen genutzt werden und wie Übergangs- und Sequenzmuster untersucht werden können. Anhand von empirischen Studien legt er dar, wie Längsschnittdesigns und Standardkohortendesigns umgesetzt werden. Bei seiner Darstellung qualitativer Methoden fokussiert er auf die autobiografische Stegreiferzählung nach Fritz Schütze, die Deutungsmusteranalyse der Objektiven Hermeneutik nach Ulrich Oevermann, die Genogrammanalyse nach Bruno Hildenbrand und die Erzählung als historische Erklärung nach Arthur C. Danto. Corsten wendet sich in diesem Teil abschließend offenen bzw. kritischen Fragen der Lebenslauf- und Sozialisationsforschung zu, wie beispielsweise der autobiografischen Narration als außeralltäglichem Interaktionsgeschehen, den kognitiven Voraussetzungen des Erzählens und der Bedeutung der Biografie der Forschenden selbst. Er stellt die „Positionierungsanalyse“ von Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Depperman vor und argumentiert, was Lebensläufe und Biografien als „Gattung“ auszeichnet. Ausführlich zeichnet er Prämissen der Autoethnografie nach und fragt ausgehend von deren fundamentaler Kritik an gängigen Vorstellungen wissenschaftlicher Gütekriterien, ob „soziologische Autorinnen ihre eigene Biografie zum Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzung machen“ (Corsten 2020:225) könnten. In Anschluss an eine Darstellung von quantitativen und qualitativen Längsschnittuntersuchungen plädiert Corsten für Mixed-Methods-Designs und verweist dazu beispielhaft auf „Die Arbeitslosen von Marienthal“ von Marie Jahoda, Paul Felix Lazarsfeld und Hans Zeisel oder auf Theodor W. Adornos Studien zum autoritären Charakter.

Im dritten Teil widmet sich Corsten Herausforderungen und Fragestellungen der Lebenslaufforschung. Zunächst stellt er die Sichtweise Pierre Bourdieus über die Bedeutung pädagogischer Kommunikationsverhältnisse für die Entwicklung des Habitus vor und begründet, weshalb Bourdieu pädagogische Arbeit als auf „symbolischer Gewalt“ beruhende und auf Erziehung abzielende Weitergabe kultureller Praxen versteht. Im Anschluss unterzieht er eine Längsschnittstudie zur Habitusentwicklung, in der die biografische Verarbeitung schulischer Selektionereignisse untersucht wurde, einer ausführlichen kritischen Würdigung. Im nächsten Kapitel geht er der Frage nach, inwieweit Hartmut Essers Modelltheorie des Erklärens auf biografische Entscheidungen anwendbar ist. Esser geht davon aus, dass Akteur:innen „nach der

Vermehrung physischen Wohlbefindens und sozialer Anerkennung“ streben, und stellt eine mathematische Gleichung der Logik der Selektion von Handlungsoptionen auf. Corsten stellt einige Studien zur Frage der geringeren Bildungsbeteiligung von Angehörigen „unterer Schichten“ vor, die in der Tradition einer solchen Erklärenden Soziologie stehen. In Anbetracht deren Schwächen sowohl in den Komplexitätsreduzierenden Fragestellungen als auch in der methodologischen Konzeption, die von den Studienautor:innen selbst eingestanden werden, verwundert der Stellenwert, der diesen Arbeiten zuteilwird. Corsten geht schließlich auf Studien und Kritiken an der Rational-Choice-Theorie von Günter Burkhart aus den 1990ern ein, der zwischen unterschiedlichen Entscheidungsarten differenziert. Im folgenden Kapitel wendet sich Corsten dem kommunikativen Gedächtnis zu. Zunächst erläutert er, wie Maurice Halbwachs die Bedeutung des „kollektiven Gedächtnisses“ für das autobiografische Erinnern argumentiert. Darauf aufbauend stellt er Aleida und Jan Assmanns Konzeption der Funktionsweise des sozialen Gedächtnisses vor. Er erklärt dabei deren Unterscheidung zwischen „kommunikativem“ und „kulturellem“ Gedächtnis und zwischen „Funktionsgedächtnis“ und „Speichergedächtnis“. Schließlich geht er auf die Arbeiten von Harald Welzer und Hans Markowitsch zum kommunikativen und zum autobiografischen Gedächtnis ein. Er skizziert neurophysiologische Unterscheidungen des Gedächtnisses und deren Verknüpfung mit Kommunikation und gesellschaftlicher Praxis. Das letzte Kapitel dieses Abschnitts beschäftigt sich mit jüngeren Themen der Lebenslaufforschung. Vorgestellt wird zunächst die „Politische Ökonomie des Lebenslaufs“, die danach fragt, wie sich wohlfahrtsstaatliche Regelungen auf die Abfolge von Lebensläufen auswirken. Diese wird mit knappen Einblicken in Befunde über das Ende der Gewissheit im Lebenslauf und „post-fordistische Lebenslaufregime“, über Armutsriskiken und soziale Mobilität, über Zusammenhänge zwischen Wohlfahrtsregimen und Familiengründungen, Familienverläufen und weiblichen Erwerbskarrieren sowie über transnationale biografische Bewegungsmuster erläutert. Im Kapitel zu biografischen Semantiken wird der wachsenden Bedeutung digitaler Medien Rechnung getragen. Ausgehend von Jo Reichertz’ Hinweis, „dass Macht innerhalb der kommunikativen Gestaltung sozialer Beziehungen hergestellt werden muss“ (Corsten 2020:334), postuliert Corsten eine Transformation der kommunikativen Rahmungen. Zum einen erfolge eine „visuelle Ästhetisierung und Aufmerksamkeitslenkung durch sichtbare Attraktivität“ und zum anderen bringen digitale Kommunikationsformen eine „Enträumlichung“ (ebda) hervor. Er erläutert diesen Befund, indem er auf unterschiedliche Verbreitungsmedien biografischer Kommunikation eingeht und neuere empirische Befunde über das biografische Bloggen, über popliterarische Selbstdarstellungen und PowerPoint-Karaoke zusammenfasst. Corsten stellt das Konzept der „Mediengenerationen“ vor und gibt Einblicke in (veraltete) Befunde über die Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen. Zuletzt befasst er sich mit biopsychosozialen Perspektiven in Forschungen zu Lebensläufen. Er stellt zunächst die „German Twin-Life-Studie“ vor, die sich für die Entstehung und Entwicklung von sozialer Ungleichheit im Lebenslauf interessiert. Anschließend umreißt er, wie nomothetische (gesetzeswissenschaftliche) und idiografische (einzelfallanalytische) Ansätze verschränkt wurden, um ein Prognoseinstrument zur Einschätzung des Rückfallrisikos von männlichen Sexual- und Gewaltstraftätern zu entwickeln. Zuletzt beschreibt er den „Life-Course-Cube“ von Laura Bernardi, Johannes Huinink und Richard A. Settersten. Dabei handelt es sich um ein dreidimensionales Modell, in dem eine Achse verschiedene Lebensbereiche abbildet, eine weitere Achse die historische Zeit abbildet und auf einer dritten Achse zwischen dem

Innen eines Individuums, dessen individuellem Handeln und der supraindividuellen Ebene der gesellschaftlichen Teilsysteme unterschieden wird. Corsten diskutiert kritisch, inwiefern dieses Modell als Orientierung für Theorieentwicklung und Forschungsprojekte dienen kann.

Im Schlussteil fasst er die Inhalte der einzelnen Kapitel prägnant zusammen und ergänzt diese zunächst entlang der Frage nach dem Charakter von Lebenslauf, Biografie und Sozialisation als genuinen Sachverhalten der „sozialen Realität“, die gleichzeitig „soziale Konstruktionen“ darstellen (Corsten 2020:361). Anschließend diskutiert er auf mehreren Ebenen Zusammenhänge zwischen biografischen und historischen Zeitdimensionen und fragt nach „Zeitgesetzen der Sozialisation“. Darüber hinaus widmet er sich Fragen der Selbstbestimbarkeit des Lebens und „unfassbaren Lebens“ (Corsten 2020:361). Zuletzt geht er auf die Bedeutung gesellschaftlicher Makrostrukturen und globaler Dynamiken für die Strukturierung von Lebensläufen ein.

Wir empfehlen dieses Lehrbuch aufgrund seiner Einführung in eine Vielzahl von klassischen Theorien, Konzepten und empirischen Befunden, die eine wesentliche Grundlage für das professionelle Verständnis von Biografien, Biografiearbeit und Biografieforschung darstellen. Mit Ausnahme des Kapitels zu Modelltheorien des Entscheidens, dessen Relevanz uns fraglich erscheint, vermittelt es eine umfassende Wissensbasis, und das in einer gut verständlichen und angesichts der Prägnanz leicht lesbaren Weise.

Dausien, Bettina (2005): Biografieorientierung in der Sozialen Arbeit. In: Sozialextra, November 2005, 6–11. https://www.researchgate.net/publication/248130044_Biografieorientierung_in_der_Sozialen_Arbeit [10.12.2023]

Bettina Dausien legt in diesem Artikel dar, weshalb Biografieorientierung in der Sozialen Arbeit sinnvoll ist und durch welche theoretischen Prämissen sich professionelle Biografiearbeit von anderen Angeboten am Markt der Biografiearbeit abhebt. Sie argumentiert, dass alltagsweltliche Biografiearbeit von Subjekten häufig an (scheiternden) biografischen Übergängen erfolgt und wie Soziale Arbeit diese Arbeit wirksam unterstützen kann. Sie hebt den Nutzen narrativer Erzählungen in der sozialarbeiterischen Praxis hervor und spricht sich außerdem für eine biografieorientierte Perspektive aus, um die Rahmenbedingungen des Hilfeprozesses zu reflektieren. Abschließend erläutert sie Anforderungen an eine professionelle Qualifizierung für biografische Ansätze.

Der Artikel besticht durch seine prägnante Einführung in Motive, Anlässe, theoretische Perspektiven und Begriffsverständnisse sowie Qualitätskriterien biografischer Ansätze in der professionellen sozialarbeiterischen Praxis.

Erikson, Erik H. (2020 [1988]): Der vollständige Lebenszyklus. 11. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp. sowie

Erikson, Erik H. (1950): Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit. In: Erikson, Erik H. (2021 [1973]): Identität und Lebenszyklus. 30. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Das Stufenmodell der psychosozialen (Identitäts-)Entwicklung des Psychoanalytikers Erik H. Erikson ist ein populärer Klassiker der Identitätstheorien. Obwohl angesichts post- bzw. spätmoderner Lebensbedingungen hinterfragt wird, ob dieses lineare Konzept Gültigkeit besitzt, wird das Modell in der Pädagogik nach wie vor als Orientierung zur Einschätzung der Entwicklung(sprobleme) von Kindern und Jugendlichen verwendet. Eriksons Arbeiten werden in vielen Werken zu Biografie und Biografieorientierung zitiert, weshalb sich eine Auseinandersetzung mit den Primärquellen empfiehlt.

In dem Büchlein „Der vollständige Lebenszyklus“, das als Resümee seines Werks gilt, beschreibt Erikson zunächst, wie ihn seine Ausbildungsjahre in Wien, die Werke von Anna Freud und seine Kontakte zu August Aichhorn und zum Reformpädagogen, Psychoanalytiker und Begründer der Jugendforschung Siegfried Bernfeld beeinflusst haben. Mit deren Arbeiten begründet er, weshalb das Konzept „psychosozial“ die Theorie der Psychosexualität ergänzen soll. In einer Sprache, die auch für Nichtpsychoanalytiker:innen verständlich ist, führt Erikson in das Wechselspiel der „Organisationsprozesse“ Körper (Soma), Ichsynthese (Psyche) und Gesellschaft/Kultur (Ethos) ein. Das Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung erläutert Erikson vergleichsweise knapp, was seine Ausführungen jedenfalls gut lesbar werden lässt. Ungewohnt ist, dass seine Beschreibung mit der letzten Lebensphase beginnt und mit den Vorschuljahren endet. Er schreibt jeder Entwicklungsphase eine Kraft zu, die ihren Ursprung im Widerstreit zwischen einer für diese Phase maßgeblichen These und deren Antithese hat. Für die frühe Kindheit ist dies beispielsweise der Wille, der aus dem Konflikt zwischen Autonomie und Scham, Zweifel erwächst. An dieser Stelle sei auf den Aufsatz „Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit“ verwiesen, in dem die Grundkonflikte der einzelnen Entwicklungsphasen ausführlich dargelegt werden. Dort wird die psychoanalytische Konzeption der Spannungsfelder Urvertrauen gegen Urmisstrauen, Initiative gegen Schuldgefühle, Werksinn gegen Minderwertigkeitsgefühl etc. umfassend erläutert. In den „abschließenden Bemerkungen“ von „Der vollständige Lebenszyklus“ stellt Erikson zunächst Überlegungen zu sozialen und gesellschaftlichen Implikationen von Abwehrmechanismen an. Besonders aufschlussreich sind seine Hinweise zur „historischen Relativität in der psychoanalytischen Methode“. Hier betont er, dass die menschliche Entwicklung ebenso wie Theorien „der menschlichen Seele (. . .) von einer lebenshistorischen Orientierung und von einer besonderen historischen Selbst-Bewußtsein durchdrungen sein“ muss (Erikson 2020:129). Darüber hinaus widmet er sich Übertragungsphänomenen und dem Einfluss des psychoanalytischen Settings.

Felden, Heide von (2020): Grundannahmen der Biographieforschung, das Erzählen von Lebensgeschichten und die Konstruktion narrativer Identität. In: Deppe, Ulrike (Hrsg.) (2020): Die Arbeit am Selbst. Theorie und Empirie zu Bildungsaufstiegen und exklusiven Karieren. Wiesbaden: Springer VS, 23–40.

Heide von Felden bietet mit diesem Beitrag eine prägnante und gut verständliche Einführung in wichtige Ansätze der Biografieforschung, an denen sich Konzepte der Biografischen Diagnostik in der Sozialen Arbeit orientieren. Zunächst legt sie die Grundannahmen der Biografieforschung dar und benennt knapp die Prämissen des Konzepts der alltäglichen Lebenswelt von Alfred Schütz und erläutert die Annahme der „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ (Berger / Luckmann 1980). Diesen wissenssoziologischen Ansätzen stellt sie die Kritik der poststrukturalistischen Ansätze gegenüber und skizziert dazu den Subjektbegriff von Michael Foucault. Felden umreißt, wie sich die Biografieforschung der Subjektivierung des:der Erzählenden in den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen zuwendet, und widmet sich darauf aufbauend den unterschiedlichen Perspektiven von Fritz Schütze und Vertreter:innen der „Narrativen Identität“ wie Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann auf die autobiografische Erzählung. Schließlich arbeitet sie die wichtigsten Grundannahmen des Konzepts der Narrativen Identität nach Paul Ricoeur heraus. Es gelingt Felden, zentrale Ansätze und Prämissen der Biografieforschung mit wenigen und doch aussagekräftigen Worten zu skizzieren. Damit schafft sie eine hervorragende Orientierung für eine weiterführende Vertiefung.

Fischer, Wolfram / Goblirsch, Martina (2004): Narrativ-biographische Diagnostik in der Jugendhilfe. Fallrekonstruktion im Spannungsfeld von wissenschaftlicher Analyse und professioneller Handlungspraxis. In: Heiner, Maja (Hrsg.): Diagnostik und Diagnosen in der Sozialen Arbeit. Ein Handbuch. Berlin: Verlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge e.V., 127–140.

Dieser Beitrag bietet einen verständlichen Einstieg in das Verfahren der narrativ-biografischen Diagnostik. Fischer und Goblirsch beschreiben die theoretischen Grundlagen des Verfahrens, deren methodische Umsetzung und Anwendungserfahrungen einer sozialpädagogischen Einrichtung der Jugendhilfe. Die Autor:innen gehen davon aus, dass Menschen lebensgeschichtlichen Ereignissen Sinn zuordnen und im Laufe des Lebens durch ihre Erfahrungen Orientierungsstrukturen aufbauen, die ihnen Kontinuität wie auch Flexibilität ermöglichen. Ziel der narrativ-biografischen Diagnostik ist es, diese biografischen Orientierungsstrukturen des:der Adressat:in aufzudecken. Dazu werden narrativ-biografische Interviews mittels eines eigens entwickelten textanalytischen Verfahrens ausgewertet. In der Analyse wird auf die Ebenen des gelebten Lebens, des erzählten Lebens und des erlebten Lebens fokussiert. Anhand narrativer Erzählungen wird der Möglichkeitshorizont mit tatsächlich Realisiertem verglichen, so werden persönliches Potenzial und alternative Handlungsmöglichkeiten erörtert. Fischer und Goblirsch beschreiben das mehrstufige hermeneutisch-rekonstruktive Verfahren in gut nachvollziehbarer Weise und begründen damit, wie es über klassifizierende Diagnose hinausgeht und konkrete Handlungsempfehlungen für sozialarbeiterische Interventionen anbietet.

Griese, Birgit (Hrsg.) (2010): Subjekt - Identität - Person? Reflexionen zur Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Mit diesem Band wollen die Autor:innen wichtige und schwierige theoretische, methodologische und methodische Fragen der Biografieforschung diskutieren und deren weitere Bearbeitung anstoßen. Die theoretischen und methodologischen Reflexionen im ersten Teil widmen sich beispielsweise der Emotionalität als Bedingung für den Selbst- und Weltbezug (vgl. Hufnagel), den Differenzen zwischen Biografieforschung und Psychoanalyse (vgl. Bruder) oder den Parallelen und Unterschieden bei den Begriffen Person, Existenz, Biografie und Maske (vgl. Mührel). Die methodologischen und methodischen Reflexionen im zweiten Teil befassen sich u.a. mit den interpretativen Verfahren der Objektiven Hermeneutik (vgl. Silkenbeumer / Wenet) sowie der Dokumentarischen Methode nach Bohnsack und der Dekonstruktion nach Angehrn (vgl. Rosenberg). Für den Kontext der biografischen Diagnostik und der Biografiearbeit in der Sozialen Arbeit empfehlen wir insbesondere die Lektüre der Beiträge von Alheit, Hanses, Lucius-Hoene und Rosenthal: Der Beitrag von Hanses über das Potenzial der Arbeiten Foucaults für die Biografieforschung regt zur Reflexion professioneller Wissensbestände sowie zum Umgang mit diesen an. Auch die Beiträge zur Narrativen Identitätsarbeit von Gabriele Lucius-Hoene und zur analytischen Unterscheidung von erlebter und erzählter Lebensgeschichte von Gabriele Rosenthal enthalten sensibilisierende Impulse auch für die Anwendung und kritische Reflexion biografischer Diagnostik. Peter Alheit zeichnet in prägnanter Weise nach, wie sich sozial- und erziehungswissenschaftliche Perspektiven auf das Biografische verändert haben, und stellt sein Konzept der Biografizität vor.

Griese, Birgit / Griesehop, Hedwig Rosa (2007): Zur Relevanz lebensgeschichtlichen Erzählens in der Sozialen Arbeit. In: Griese, Birgit / Griesehop, Hedwig Rosa (2007): Zur Bedeutung lebensgeschichtlicher Erzählungen in der Sozialen Arbeit. Praxis, Theorie, Innovation. Berliner Beiträge zu Bildung, Gesundheit und Sozialer Arbeit: Berlin, 163–175.

Ausgehend von der These, dass rekonstruktive Ansätze auch für die sozialarbeiterische Fallarbeit nutzbar sind, vermitteln Griese und Griesehop in ihren Lehrveranstaltungen Kompetenzen der narrativ-biografischen Interviewführung und der Narrationsstrukturanalyse. In dem Beitrag vermitteln sie anschaulich, welche Erkenntnisse Studierende über den Nutzen dieser Methoden sowie über die Bedeutung lebensgeschichtlicher Erzählungen für die Sozialarbeiterische Praxis beschreiben. So wird u.a. festgestellt, dass über biografische Narrationen ein Zugang zur Lebenswelt der Klient:innen gewonnen und der Beziehungsaufbau zwischen Sozialarbeiter:in und Klient:in unterstützt werden kann.

Der Beitrag ist für Kolleg:innen empfehlenswert, die sich für didaktische Konzepte zur Vermittlung biografiediagnostischer und fallverstehender Kompetenzen und/oder für Lernerfahrungen von Studierenden interessieren.

Griese, Birgit / Griesehop, Hedwig Rosa (2007): Biographische Fallarbeit. Theorie, Methode und Praxisrelevanz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Griese und Griesehop legen eine umfassende Einführung in ihren Ansatz der Biografischen Fallarbeit bzw. – genauer – der Biografischen Fallrekonstruktion vor. Im ersten Teil vermitteln sie dessen theoretische Grundlagen, im zweiten Teil werden vier Fallrekonstruktionen vorgestellt.

Nach einer Einführung in das narrative Interview und die narrationsstrukturelle Analyse nach Fritz Schütz, die Objektive Hermeneutik nach Ulrich Oeverman und psychoanalytische Textinterpretationen verorten sie ihren Ansatz im Paradigma der Narrativen Identität. Ausführlich erläutern sie, was Paul Ricoeur und andere Vertreter:innen dieses Paradigmas unter Narrativer Identität verstehen und mit welchen Analyseperspektiven Ich- und Weltkonstruktionen in autobiografischen Erzählungen rekonstruiert werden. Die Autorinnen geben einen Überblick über den damaligen Diskurs zu Sozialer Diagnostik und arbeiten wesentliche Prinzipien des Fallverständens auf. Besondere Aufmerksamkeit wird den Erkenntnissen von Riemann über das „Fremdwerden der eigenen Biographie“, der Ressourcenorientierung in der biografischen Diagnostik und den möglichen Bedeutungen des „ungelebten Lebens“ für die Problemlagen von Klient:innen zuteil.

Die vier vorgestellten Fallrekonstruktionen folgen einer spezifischen Gliederung: Zunächst werden Informationen zum Interviewkontext gegeben. Die vier Biograf:innen wurden für dieses Buch- oder andere Forschungsprojekte befragt, sie sind von unterschiedlichen sozialen Problemlagen (pflegende Angehörige, Krankheit, Sucht, Erwerbslosigkeit) betroffen. Es folgen jeweils Auszüge aus den Interviewtranskripten und deren ausführliche Interpretation. Entsprechend den zuvor dargelegten „Abkürzungsverfahren“ wird dabei auf den Erzähleinstieg, das Ende der Stegreiferzählung und auf jeweils thematisch relevante Interviewpassagen fokussiert. Der Detaillierungsgrad der Ausführungen vermittelt ein anschauliches Bild der Umsetzung des Verfahrens und verdeutlicht den Stellenwert von datenbasierten und differenzierten Thesen für das Fallverständen.

Das Buch besticht durch seine gut lesbaren und verständlichen Ausführungen zum Ansatz der Narrativen Identität und die spannend zu lesenden Fallrekonstruktionen, die veranschaulichen, wie die Biografische Fallrekonstruktion in der Praxis gelingen kann.

Griesehop, Hedwig Rosa / Rätz, Regina / Völter, Bettina (2012): Biografische Einzelfallhilfe. Methoden und Arbeitstechniken. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

In diesem Sammelband wird die von Griesehop und Griese entwickelte Biografische Fallrekonstruktion als Biografische Einzelfallhilfe vorgestellt. Im ersten Teil verorten die Autor:innen ihre Konzeption in der rekonstruktiven Sozialarbeit und Sozialpädagogik, wie sie Fritz Schütze maßgeblich mitentwickelt hat. Damit lässt sich (vermutlich) auch erklären, weshalb sie in ihrem historischen Abriss die Einzelfallhilfe mit Fallverständen gleichsetzen. In ihrer Aufzählung der konzeptionellen Überlegungen arbeiten sie die Chancen einer Biografischen Einzelfallhilfe heraus. Zu diesen zählen sie u.a. das Verstehen von Abweichungen als Ausdruck aktiver Lebensleistung. Im

zweiten Teil beschreiben sie ihr Konzept der biografischen Fallrekonstruktion. Nach einer Einführung in erzähltheoretische Grundlagen und das narrative Interview nach Fritz Schütze erläutern sie, wie eine biografisch-narrative Gesprächsführung in Kontexten der Sozialen Arbeit gestaltet werden kann. Für die Auswertung und Analyse autobiografischer Narrationen stellen sie die Fallrekonstruktion nach Gabriele Rosenthal und die Narrationsstrukturanalyse nach Schütze vor. Im dritten Teil folgen einheitlich gegliederte Lehr- und Lernfälle aus den Handlungsfeldern Kinder und Jugendliche in schwierigen familiären Lebenslagen, Erwerbslosigkeit, Drogenabhängigkeit, Jugenddelinquenz und sexueller Missbrauch. Die Kapitel beginnen mit einer Einführung in theoretische Grundlagen und empirische Befunde über das jeweilige soziale Problem und eine Beschreibung des Handlungsfelds entlang gesetzlicher Rahmenbedingungen und konzeptioneller Besonderheiten in Deutschland. Anschließend werden Einblicke in die Lebensgeschichte und in Auszüge der autobiografischen Narration von Klient:innen geboten. Der Band ist als Lehrbuch konzipiert und enthält in den einzelnen Kapiteln Arbeitsvorschläge, die den Kompetenzerwerb von Auszubildenden und Studierenden unterstützen sollen. Wir empfehlen dieses Lehrbuch, da es sich – insbesondere aufgrund der Fallbeispiele – für den Wissens- und Kompetenzerwerb in allen Verfahren der Biografischen Diagnostik gut eignet.

Hanses, Andreas (2010): Biographisches Wissen: heuristische Optionen im Spannungsfeld diskursiver und lokaler Wissensarten. In: Giese, Birgit (Hrsg.) (2010): Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 251-270.

Hanses versteht Biografie als Ausdruck von Wissen, und zwar nicht bloß als Wissen über gesellschaftlich geforderte Formate von Lebensläufen und biografischen Erzählungen. In Anlehnung an Alheit geht er auch auf Wissen über Deutungsschemata ein. Biografien im Sinne narrativer Selbstkonstruktionen sind wesentlich durch das Soziale bestimmt, weshalb sie mit Bourdieu und Wacquant (1996) auch als „sozialisierte Subjektivität“ verstanden werden können. Das vermeintlich eigene Leben wird durch gesellschaftliche Biografiegeneratoren hervorgebracht und daher prägen Wissensordnungen institutionalisierter Lebenswelten – wie jene der Sozialen Arbeit – wesentlich unsere Sinnorientierungen. Ausgehend von den machtanalytischen und diskurstheoretischen Arbeiten von Michel Foucault und anhand von Auszügen biografischer Interviews legt er dar, „wie machtvoll normative Orientierungen als dominante Wissensordnungen biographische Selbstthematisierungen bestimmen“ (Hanses 2010:251). Die gewählten Erzählungen von Frauen, die an Brustkrebs erkrankt sind und die in den zitierten Passagen auf Begegnungen mit Ärzten eingehen, veranschaulichen sowohl, wie Zuweisungen und Normierungen funktionieren, als auch, wie sich eigenwillige und subtile Subjektivierungspraxen darstellen können (vgl. Hanses 2010:253). Der Beitrag lädt Fachkräfte der Sozialen Arbeit zur kritischen Reflexion professioneller Wissensbestände über Biografie, biografische Herausforderungen, Problemlagen und -verhaltensweisen und angemessene Bewältigungsstrategien etc. ein. Wir empfehlen den Beitrag, weil er die fachliche Selbstreflexion unterstützt und darüber hinaus dazu ermutigt, die sogenannten „unterdrückten Wissensarten“, also „Wissen, das an die lokalen Lebenszusammenhänge der Akteure gebunden ist“ (Hanses 2010:257), in den Blick zu nehmen.

Hollenstein, Lea / Sommerfeld, Peter / Dällenbach, Regula / Calzaferri, Raphael / Babic, Sabina (2017): Manual Systemisch-biografische Diagnostik des Lebensführungssystems und Prozessgestaltung. https://www.soziale-diagnostik.ch/wp-content/uploads/sites/65/2019/11/System.-biograf.-Diagnostik-d.-LFS_Manual.pdf [10.12.2023]

Im Rahmen eines Projekts entwickelten die Autor:innen gemeinsam mit elf Praktiker:innen aus verschiedenen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit ein diagnostisches Verfahren, das in diesem Manual umfassend beschrieben wird. Nach einer kurzen Einführung in theoretische Grundannahmen und Begriffe folgt eine knappe Übersicht über die einzelnen Verfahrensschritte. Diese werden anschließend begründet und so ausführlich dargelegt, dass professionelle Fachkräfte in die Lage versetzt werden, diese systemisch-biografische Diagnostik des Lebensführungssystems eigenständig anzuwenden. Der Anhang enthält detaillierte Anleitungen für die Umsetzung aller Verfahrensschritte inklusive ausformulierter Fragen für das biografische Interview und das Validierungsgespräch mit dem:der Klient:in.

Keupp, Heiner (2020): Individualisierte Identitätsarbeit in spätmodernen Gesellschaften. Riskante Chancen zwischen Selbstsorge und Zonen der Verwundbarkeit. In: Deppe, Ulrike (Hrsg.) (2020): Die Arbeit am Selbst. Theorie und Empirie zu Bildungsaufstiegen und exklusiven Karieren. Wiesbaden: Springer VS, 41–65.

Die Begriffe „Biografie“ und „Biografiearbeit“ stehen in einem engen Verhältnis zu den Perspektiven auf „Identität“ und „Identitätsarbeit“. Heiner Keupp führt in diesem Beitrag in den Diskurs rund um Identitätsvorstellungen ein. Dazu legt er zunächst dar, was unter „Identität“ verstanden werden kann, und führt in die vielzitierte Konzeption des Psychoanalytikers Erik Erikson sowie deren Kritik ein. Ausgehend von einer Klärung des Begriffs „Individualisierung“ skizziert er, wie sich Subjektkonstruktionen in der Spätmoderne wandeln und welche Perspektiven auf das Verhältnis von Subjekt und Struktur bzw. von Individuum und Gesellschaft sich im aktuellen Diskurs feststellen lassen. So umreißt er, weshalb Individualisierung nicht mit Vereinzelung zu verwechseln ist und Individualisierung als Kampf um Anerkennung und Zugehörigkeit gesehen werden kann. Keupp stellt schließlich sein Modell der „Politik der Lebensführung“ vor und beschreibt, welche Ressourcen für eine gelingende Identitätsarbeit vonnöten sind. Keupps Beitrag bietet eine sehr hilfreiche und gut lesbare Einführung in die Begriffe Identität und Individualisierung. Es gelingt ihm, in prägnanter Weise die Herausforderungen der individuellen und alltäglichen Biografiearbeit in spätmodernen Gesellschaften darzulegen und gleichzeitig wesentliche Fachbegriffe zu erklären.

Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37, 1–29.

In diesem gut lesbaren Klassiker der Lebenslauf- und Biografieforschung begründet Kohli seine These, dass die gesellschaftliche Modernisierung, eine steigende Lebenserwartung und der Aufstieg des Kapitalismus zu einer Institutionalisierung des Lebenslaufes geführt haben. Dieser ist nicht mehr eine bloße Abfolge von örtlichen und zeitlichen Gegebenheiten, sondern wird zur „Sozialen

Tatsache". Die sogenannte Normalbiografie ordnet die zentralen Dimensionen des Lebens und ist rund um das Erwerbsleben strukturiert. Martin Kohli schildert anschaulich die Hintergründe und Ursachen der Transformationsprozesse, die seit Beginn der Moderne zu einer Vergesellschaftung des Lebenslaufes geführt haben. Gleichzeitig legt er dar, wie die Individualisierung zu einer „Biografisierung“ im Sinne (scheinbar) individueller und autonomer Entscheidungen der Lebensführung zwingt. Der Beitrag ist nicht nur inhaltlich, sondern auch als Zeitdokument spannend. So beschreibt Kohli zwar die Spezifika der Institutionalisierung von Lebenslauf und Biografie, diskutiert im Ausblick aber auch die These des Bedeutungsverlusts der Normalbiografie.

Kohli, Martin (2003): Der institutionalisierte Lebenslauf: ein Blick zurück und nach vorn. In: Allmendinger, Jutta (Hrsg.): **Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002.** Opladen: Leske + Budrich, 525–545. <https://www.eui.eu/Documents/DepartmentsCentres/SPS/Profiles/Kohli/InstitutionalisierteLebenslauf.pdf> [10.12.2023]

Bei dem Text handelt es sich um einen Kongressbeitrag, in dem Kohli reflektiert, inwieweit der institutionalisierte Lebenslauf fast 20 Jahre nach seiner Formulierung noch Gültigkeit beanspruchen kann. Zunächst erläutert Kohli seine ursprüngliche Intention, eine Synthese zwischen der feststellbaren Strukturierung des Lebenslaufs und des biografischen Handelns herzustellen. Anschließend arbeitet er heraus, dass die Institutionalisierung des Lebenslaufs eng mit der einzigartigen historischen Epoche der 1950er und 1960er steht. Ausgehend von einer prägnanten Auseinandersetzung mit dem gesellschaftsdiagnostischen Befund der Pluralisierung der Lebensstile diskutiert er, inwieweit der sog. Normallebenslauf empirisch an Bedeutung verloren hat. Dabei geht er auch auf die Kritik ein, dass diese „Normalarbeitsbiografie“ nur für Männer galt bzw. gilt. In seinem „Blick nach vorn“ diskutiert Kohli zum einen, dass starre Altersfestlegungen als diskriminierend und benachteiligend aufgefasst werden können. Zum anderen stellt er eine „Lebenslaufpolitik“ fest, in der Alter und Generation zunehmend Bedeutung für Identitätsverankerung und Mobilisierung gewinnen. Der Beitrag bietet eine sehr spannend zu lesende und inhaltsreiche Diskussion eines zentralen Konzepts der Biografie- und Lebenslaufforschung, deren Ausblick zu (Selbst-)Reflexion und Diskussion anregt.

Lucius-Hoene, Gabriele / Deppermann, Arnulf (2004): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Dieses Lehrbuch führt in die theoretischen Grundlagen eines Schlüsselkonzepts der Identitäts- und Biografieforschung ein und stellt methodische Vorgehensweisen zur Rekonstruktion autobiografischer Erzählung vor. Im ersten Teil vermitteln die Autor:innen theoretische Grundlagen des Konzepts der narrativen Identität. Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann erläutern unter Rückgriff auf sprachwissenschaftliche Arbeiten die Merkmale und Erkenntnisform des autobiografischen Erzählens und arbeiten die Merkmale des Erzählens als konstruktive, kommunikative, repräsentative und performative Leistung heraus. Mit Bezugnahme auf Keupp,

Ricoeur, Mead u.a. skizzieren sie identitätstheoretische Grundlagen der Narrativen Identität und legen ihren soziolinguistischen und diskursiv-psychologischen Ansatz dar. Sie verstehen narrative Identität als „Art und Weise, wie ein Mensch in konkreten Interaktionen Identitätsarbeit als narrative Darstellung und Herstellung von jeweils situativ relevanten Aspekten seiner Identität leistet“ (Lucius-Hoene / Deppermann 2004:55). Ausführlich und anhand von empirischen Beispielen erklären sie die temporale, die soziale und die selbstbezügliche Dimension der narrativen Identität. Der zweite Teil zu Grundlagen und Verfahren der Textinterpretation ist der umfangreichste und damit Hauptteil des Lehrbuchs. Die Autor:innen beschreiben detailliert ein Verfahren zur Rekonstruktion autobiografischer Narrationen, das auf der Hermeneutik nach Soeffner, der Ethnomethodologie in der Tradition von Bergmann u.a. sowie der Konversationsanalyse gründet. Mittels Auszügen aus Transkripten wird das methodische Vorgehen illustriert, wodurch die teilweise abstrakt anmutenden Erläuterungen gut verständlich werden. Im dritten Teil des Lehrbuchs werden schließlich Hinweise und Empfehlungen zur praktischen Umsetzung der Textanalyse vermittelt.

Das Lehrbuch bietet Forscher:innen eine hervorragende Grundlage für die empirische Rekonstruktion der Biografie und narrativen Identität. Sozialarbeiter:innen und Sozialpädagog:innen, die mit biografischer Diagnostik betraut sind, empfehlen wir insbesondere die prägnante und aufschlussreiche Einführung in das Konzept der narrativen Identität im ersten Teil des Lehrbuchs. Die Ausführungen sind hervorragend dazu geeignet, das Wissen um Identität/Biografie und Identitäts- bzw. Biografiearbeit als kommunikative Konstruktionsleistung, die während des gesamten Lebensverlaufs geleistet wird, zu vertiefen und zu festigen.

Lucius-Hoene, Gabriele (2010): Narrative Identitätsarbeit im Interview. Griese, Birgit (Hrsg.) (2010): Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 149–170.

Gabriele Lucius-Hoene beschreibt das Identitätskonzept der Narrativen Identität und erläutert, weshalb das narrative Interview als spezifische Form von Identitätsarbeit verstanden werden kann. Zunächst skizziert Lucius-Hoene auf aktuelle Identitätstheorien, wonach Subjekte in postmodernen Gesellschaften alltägliche Identitätsarbeit leisten (müssen) und die Identitätsentwicklung ein prozesshaftes, unabschließbares, interaktionelles/soziales Geschehen ist. Sie verweist auf die Abkehr von rein theoretischen Identitätskonzeptionen, auf die Zuwendung zu empirisch fundierten Theorien sowie auf die narrative Wende in den Sozialwissenschaften, die mit der Konzeption der narrativen Identität einhergeht. Nach dieser Konzeption ist es die Selbsterzählung, die es Subjekten erlaubt, sich trotz des Wandels von Zeit und trotz sich verändernder physischer und psychischer Anforderungen als „identisch“ zu erleben. Narrative Identität ist demnach „ein grundlegender Modus, die Welt und sich selbst in der Auseinandersetzung mit ihr zu konstruieren“ (Lucius-Hoene 2010:152). Da die Selbsterzählung immer auf eine:n Rezipient:in bezogen ist, könne narrative Identitätsarbeit nicht losgelöst von ihrer interaktiven Verhandlung gedacht werden (vgl. Lucius-Hoene 2010:154). Die Autorin argumentiert in prägnanter Weise und mit Bezug auf soziolinguistische und konversationsanalytische Zugänge, dass Narrative Identität in der Situation des Erzählens selbst entsteht, also mittels sprachlicher Praktiken interaktiv und situationsspezifisch

hergestellt wird (vgl. Lucius-Hoene 2010:154). Ausgehend von diesen Prämissen betont sie, dass das narrative Forschungsinterview narrationsfördernden Charakter haben und sich von Alltags- wie auch institutionalisierter Kommunikation unterscheiden sollte. Auch für die biografische Diagnostik kann abgeleitet werden, dem:der Klient:in „Raum für kommunikative Selbstdarstellung zu eröffnen, um eigene Relevanzsetzungen zu ermöglichen“ (Lucius-Hoene 2010:157) und gleichzeitig das eigene Erkenntnisziel bzw. das Verständnis von der Fragestellung an die Narration (kritisch) zu reflektieren, nimmt diese Fragestellung doch Einfluss auf Inhalte und Gestaltung der Erzählung. Die Autorin geht in weiterer Folge auf zwei ausgewählte diskursive Praktiken ein: die Performativität des Erzählers und den Gebrauch narrativer Muster und kultureller Orientierungsmuster. Die Weise, in der Subjekte kulturelle Erzählvorlagen und Masternarrative verwenden, kann als „Klammer zwischen dem Persönlichen und dem Allgemeinen“ gesehen werden, in der sich „politische und emanzipatorische Aspekte der narrativen Gestaltung kultureller Diskurse“ finden lassen (Lucius-Hoene 2010:163). Die Autorin bietet schließlich Hinweise zur Analyse der Narration wie auch zur Reflexion der eigenen Interviewführung. Der Beitrag kann dazu anregen, eigene Deutungsfolien und deren Wirkung auf die (narrative) Identitätsarbeit von Klient:innen zu reflektieren und zu hinterfragen.

Lutz, Helma / Schiebel, Martina / Tuider, Elisabeth (Hrsg.) (2018): Handbuch Biografieforschung. Wiesbaden: Springer VS.

Dieser Sammelband bietet einen umfassenden Einblick in die methodische, thematische und methodologische Bandbreite der Biografieforschung sowie eine Übersicht über verschiedene Ansätze und Theorien in den Forschungsfeldern. Biografieforschung blickt auf eine lange Geschichte interdisziplinärer Methodologie zurück, so beinhaltet das Buch neben soziologischen Beiträgen u.a. auch Beiträge aus der Sozialen Arbeit, Politikwissenschaft, Erziehungswissenschaft und der Geschlechter-, Migrations- und Diversitätsforschung. Besonders empfehlenswert ist der Beitrag zu Biografie und Sozialisation von Dausien. In dem Artikel werden die Grundzüge der Konzepte „Biografie“ und „Sozialisation“ skizziert. Die Autorin beschreibt gegenseitige Bezüge beider Konzepte und eröffnet so einen biografietheoretischen Zugang zur Sozialisationsforschung. Methodisch interessant ist der Beitrag zu Biografie und Fotografie. Die Autor:innen arbeiten die Relevanz von Bildern für die soziologische Biografieforschung heraus, die neben sprachlichen Erzählungen bisher eine untergeordnete Rolle spielten. Im Weiteren werden Möglichkeiten beschrieben, die Fotografien für die Biografieforschung nutzen, z.B. Fotointerviews.

Eine weitere interessante Perspektive eröffnet der Beitrag der egozentrierten Netzwerkanalyse in der Biografieforschung. Die Autor:innen plädieren dafür, die sozialen Netzwerke der Biografeträger:innen bei der Analyse der Biografie miteinzubeziehen. So können interpersonelle Beziehungen für die Kontextualisierung biografischer Narrative genutzt werden. Dieser Ansatz wird am Beispiel einer empirischen Studie zur transnationalen Migration veranschaulicht.

Osterhaus, Ingrid (2011): Autobiographisches Erzählen – Risiko oder Chance? Mögliche Wirkungen narrativer Explorationen auf die Erzählperson. Institut für Höhere Studien (IHS): Wien. <https://irihs.ihs.ac.at/id/eprint/2102/1/rs97.pdf> [10.12.2023]

Bei dieser Publikation handelt es sich um eine frei zugängliche Abschlussarbeit am Institut für Bildungswissenschaften der Universität Wien. Aus unserer Sicht stellt sie eine sehr gut verständliche Einführung in das biografisch-narrative Interview sowie in Strukturen biografischer Stegreiferzählungen dar. Osterhaus vermittelt erzähltheoretische Grundlagen wie die in der Biografieforschung vielfach zitierten Zugzwänge des Erzählers und die kognitiven Figuren des Stegreiferzählers nach Fritz Schütze. Sie erläutert die Überlegungen Gabriele Rosenthals zum Verhältnis von Erinnerung und Erzählung und bietet einen Überblick über Forschung zu möglichen Auswirkungen autobiografischer Erzählungen auf den:die Biograf:in. Ausführlich beschreibt Osterhaus Chancen und Risiken autobiografischer Erzählungen und sensibilisiert damit implizit für einen reflektierten und bedachten Einsatz biografischer Diagnostik. Die Ergebnisse ihrer Untersuchung beleuchten die formulierten Thesen multiperspektivisch aus Sicht verschiedener Expert:innen und beinhalten zahlreiche Hinweise für den Umgang mit Grenzen – des:der Biograf:in, der eigenen als Interviewer:in/Fachkraft wie auch der Methode. Insgesamt bietet die Arbeit einen guten Überblick über theoretische Grundlagen, Hintergründe, Chancen und Risiken autobiografischer Erzählungen in der Sozialen Arbeit.

Riemann, Gerhard (1984): „Na wenigstens bereitete sich da wieder was in meiner Krankheit vor“: Zum Umgang psychiatrischer Patienten mit übermächtigen Theorien, die eigenes Selbst betreffen. In: Kohli, Martin / Robert, Günther (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 118-141. https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/727/ssoar-1984-riemann-na_wenigstens_bereitete_sich_da.pdf [10.12.2023] sowie

Riemann, Gerhard (1987): Das Fremdwerden der eigenen Biographie: narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten. In: Übergänge: Texte und Studien zu Handlung, Sprache und Lebenswelt, Vol. 19. München: Fink. https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/1033/ssoar-1987-riemann-das_fremdwerden_der_eigenen_biographie.pdf?sequence=1&isAllowed=y&Inkname=ssoar-1987-riemann-das_fremdwerden_der_eigenen_biographie.pdf [01.12.2023]

Riemann untersuchte in den 1970er-Jahren autobiografische Erzählungen von psychiatrischen Patienten¹, und zwar solchen, die als schizophren diagnostiziert wurden. Diese Forschungsarbeit zählt zu einem der Klassiker der Biografieforschung und kann auch heute noch Geltung beanspruchen. Seine Erkenntnisse veranschaulichen zum einen eindrücklich die Prozesse professioneller und organisierter Hilfe, bei denen diese Patienten mit Wirklichkeits- und

¹ Es handelte sich dabei ausschließlich um Männer.

Identitätsbestimmungen der Fachkräfte konfrontiert werden. Riemann arbeitet zum anderen unterschiedliche Strategien heraus, wie Patienten psychiatrischer Institutionen mit diesen Fremddeutungen umgehen. Auch wenn die Studie im Kontext der stationären Psychiatrie anzusiedeln ist, enthält sie Implikationen für die sozialpädagogische und sozialarbeiterische Praxis. So lässt sich annehmen, dass vergleichbare Prozesse und Identifikationen mit Fremdtheorien auch in Zusammenhang mit anderen klassifizierenden theoretischen Wissensvorräten über Entwicklungs- und Bindungsstörungen oder über Behinderungen bzw. „Neurodiversität“ beobachtet werden können.

In dem 1984 erschienenen Artikel diskutiert er zunächst überzeugend die spezifischen Ansprüche von Fallkonstruktion und Identitätsbestimmungen durch professionalisierte Expert:innen. Seine Argumente regen dazu an, sich mit Risiken von kategorialen Fallkonstruktionen unter Bedingungen asymmetrischer Hilfebeziehungen zu befassen. Anhand von zwei Fallbeispielen analysiert er, wie fremde Identitätsbestimmungen den Betroffenen gleichsam übergestülpt werden und wie sich in deren Sprachgebrauch und autobiografischen Narrationen sowohl Strategien des Widerstands wie auch die Übernahme dieser Wirklichkeitskonstruktionen widerspiegeln.

In der 1987 veröffentlichten Version der Dissertation zeichnet Riemann detailliert Verlaufskurven (vgl. Schütze) bzw. besondere biografische Phasen dieser psychiatrischen Patienten sowie deren Haltungen zur eigenen Biografie nach. Eindrücklich vermittelt er Prozesse des „Sicht-selbst-gegenüber-fremd-Werden[s]“ (Riemann 1987:402), die sowohl durch die belastende Selbstwahrnehmung wie auch die psychiatrische Prozessierung bedingt werden. Zu den beschriebenen Phänomenen zählen die Sorge, von anderen als psychisch krank erkannt zu werden, die körperlichen Neben- und Auswirkungen von Psychopharmaka, die Befangenheit gegenüber Interaktionspartner:innen aufgrund der eigenen Hospitalisierungen wie auch Veränderungen im Erlebensstil. Diese werden verschärft durch einen Zusammenbruch der Orientierung und (intentionaler) Handlungsfähigkeit. Riemann zeichnet nach, wie die Patienten nach „Zusammenbruchskrisen“ (Riemann 1987:421) versuchen Kontrollstrategien entwickeln und dabei mehr oder weniger erfolgreich sind. Anschaulich beschreibt er eine „Ausbalancierung des Alltags“ (Riemann 1987:421 ff), die sich u.a. durch eine Konzentration auf unmittelbar anfallende Alltagsprobleme und eine Reduktion des biografischen Anspruchs auszeichnet. Die dargelegten Phänomene und Kategorien der Haltung(en) zur eigenen Biografie sind aufschlussreich und wecken bei Leser:innen mit (klinischer) Berufserfahrung Assoziationen zu eigenen Klient:innen. Riemann veranschaulicht mit Auszügen aus dem Datenmaterial, wie sich Verlusterfahrungen in autobiografischen Berichten, Argumentationen und Erzählungen zeigen können. Beispielhaft erwähnt seien an dieser Stelle Phänomene wie der Verzicht auf die Verantwortung für die eigene Biografie, die „Verschüttung“ lebensgeschichtlicher Phasen durch Aufenthalte in Institutionen und schließlich das Eindringen psychiatrischer Terminologien in den autobiografischen Sprachgebrauch. In den Narrationen der Interviewpartner zeigen sich jedoch auch Strategien des Wiedergewinnens oder auch Absicherns der Beziehung zur eigenen Biografie. So stellte Riemann fest, dass das Erzählen für einige als befreidend erlebt wurde und sie selbst im Verlauf der Narration neue Zusammenhänge feststellen und Schlussfolgerungen ziehen konnten. Auch zeigt sich, wie Widerstand gegen die psychiatrische Prozessierung erfolgt und dass manche Biografen indifferent

gegenüber psychiatrischen Diagnosen bleiben. Bei politisch aktiven „Ex-Insassen“ zeigt sich schließlich auch das Potenzial des „Zum-Experten-Werdens“ (Riemann 1987:468).

Die ausführlich dargelegten und akribischen Fallstudien zeigen, wie eine Textanalyse nach Fritz Schütze und minimale und maximale theoretische Vergleiche in der Tradition der Grounded Theory erfolgen können. Die Dissertation von Riemann ist daher für Diagnostiker:innen, die sich für Prozesse der Konstruktion von Deutungsmustern und für Risiken eines expertokratischen Blicks auf Biografien interessieren, ebenso aufschlussreich wie für (Biografie-)Forscher:innen, die erfahren wollen, wie eine evidenzbasierte Theorieentwicklung gelingen kann.

Rosenthal, Gabriele / Loch, Ulrike (2002): Das narrative Interview. In: Schaeffer, Doris / Müller-Mundt, Gabriele (Hrsg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. Bern u.a.: Haupt, 221–232. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-57670> [01.12.2023]

In diesem Beitrag entwickelt Rosenthal Schützes Konzeption eines narrativen Interviews in der qualitativen Sozialforschung weiter für die Anwendung in sozialarbeiterischen, pädagogischen oder pflegerischen Kontexten. Der Beitrag ist geeignet für (angehende) Praktiker:innen, die sich zusätzliches Wissen für den Einsatz des narrativen Interviews in den genannten Kontexten aneignen wollen.

Zu Beginn des Textes geht Rosenthal kurz auf die erzähltheoretischen Hintergründe und die Entwicklung des narrativen Interviews nach Schütze ein. Dazu gehören insbesondere die von Schütze formulierten Erzählzwänge, die bei narrativen Interviews wirken. Anschließend erörtert Rosenthal den Nutzen narrativer Erzählungen, dazu gehört die Wiedergabe von Gefühlen, Kognitionen und Selbsterklärungen durch die:den Erzählende:n, die in den Handlungsablauf eingebettet sind.

Im folgenden Abschnitt wird der Ablauf eines narrativen Interviews erläutert, dieser ist in fünf Phasen eingeteilt, welche ausführlich besprochen werden. Das narrative Interview beginnt stets mit einer Erzählaufforderung, die nach Kontext variiert werden kann. Auf diese folgt die Haupterzählung der:des Erzählenden. Ist sie abgeschlossen, gibt es in den folgenden zwei Phasen noch die Möglichkeit, Nachfragen einzubringen, bevor das Interview abgeschlossen wird.

Rosenthal, Gabriele (2010): Die erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Zur Wechselwirkung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen. In: Giese, Birgit (Hrsg.): Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 197–218.

Gabriele Rosenthal, eine Pionierin der interpretativen soziologischen Biografieforschung, argumentiert in diesem Beitrag gut nachvollziehbar und verständlich, dass gegenwärtige Diskurse und die Interviewsituation auf den Erinnerungsprozess und die autobiografische Erzählung einwirken. So beruht das Erinnern auf einem „Vorgang der Reproduktion, bei dem das Vergangene entsprechend den Bedingungen und Erfordernissen der Gegenwart der Erinnerungssituation und

der antizipierten Zukunft einer ständigen Modifikation unterliegt“ (vgl. Husserl 1966, zitiert nach Rosenthal 2010:198). Gleichzeitig lasse sich (empirisch) feststellen, dass der Prozess des autobiografischen Erzählens einen „Erinnerungsfluss“ anregt, „der eine viel stärkere Nähe zur damals erlebten – und nicht vermeintlich wirklichen – Vergangenheit ermöglicht“ (Rosenkranz 2010:200). Vor dem Hintergrund phänomenologischer Prämissen betont die Autorin weiter, dass die Übersetzung der Erinnerung in eine sprachliche Form zu einer Differenz zwischen Erinnerung und Erzählung führt. Sie plädiert daher bei der Analyse autobiografischer Narrationen dafür, zwischen den objektiven biografischen Daten, den „erlebten Situationen in der Vergangenheit, den Modifikationen dieser erlebten Vergangenheit in den unterschiedlichen Phasen des Lebens, den Erinnerungsvorgängen in der Gegenwart des Erzählens, der sprachlichen und kommunikativen Ausgestaltung sowie den interaktiv hergestellten Rahmungen der Erzählsituation“ zu unterscheiden (Rosenthal 2010:201). Wie eine solche Analyse erfolgen kann, veranschaulicht sie anhand eines Fallbeispiels aus ihrer Forschung zu Familien von ethnischen Deutschen aus der Sowjetunion.

Schörmann, Christin (2021): Biografiearbeit anders denken. Fragmentiertes Erzählen als erzählermögliche Ressource. In: Sozial Extra, 6/2021, 436–440.

In diesem Artikel befasst sich Schörmann mit der (spannenden) Frage, wie Biografiearbeit angesichts lebensgeschichtlicher Brüche die biografische Handlungsfähigkeit wiederherstellen kann. Anhand eines Beispiels veranschaulicht die Autorin, dass sich Narrationen von Menschen mit traumatischen Erfahrungen häufig durch eine fragmentierte, nichtlineare Erzählweise auszeichnen. Schörmann erläutert, weshalb lineare sequenzielle Methoden aus der Biografiearbeit dem fragmentierten Charakter dieser Erzählungen nicht gerecht werden und zur weiteren Selbstentfremdung führen können. Sie plädiert dafür, diese fragmentierten Erzählungen als Chance für einen produktiven Umgang mit der eigenen Lebensgeschichte und als Bewältigungsstrategie zu begreifen, die eigene Lebensgeschichte mitzuteilen.

Schörmann, Christin (2021): Trauma und biografische Arbeit. Eine biografieanalytische Studie anhand erzählter Lebensgeschichten komplex traumatisierter Erwachsener: Wiesbaden: Springer VS.

Schörmann untersucht in ihrer Dissertation, wie komplex traumatisierte Menschen ihre Lebensgeschichten erzählen und gestalten. Aus unserer Sicht handelt es sich bei dieser Studie um eine für Sozialarbeiter:innen und Sozialpädagog:innen besonders aufschlussreiche Arbeit. Sie enthält zunächst eine prägnante und gut lesbare Unterscheidung der (gängigen) Gewaltformen sowie psychotraumatologische Grundlagen über die Prozesshaftigkeit von Traumata, Traumafolgestörungen und die Bedeutung sozialer Unterstützung. Schörmann beschreibt ausführlich bestehende Erkenntnisse zu Erzählschwierigkeiten infolge traumatisierender sozialer Erfahrungen und erläutert, weshalb (alltägliche) Biografiearbeit nicht zuletzt als Erfahrungsverarbeitung bzw. Bewältigung von Brüchen und Diskontinuitäten verstanden werden kann.

Schörmann führte narrativ-biografische Interviews mit 14 Personen, bei denen eine Posttraumatische Belastungsstörung diagnostiziert wurde und die psychosoziale Angebote in Anspruch nahmen. Die ausführliche Offenlegung und Begründung des methodischen Vorgehens liefert wertvolle Hinweise für die Umsetzung vergleichbarer und weiterführender Forschungsprojekte. Auch in der Auswertung orientierte sich Schörmann an den Arbeiten von Fritz Schütze, um subjektive Wahrnehmungs- und Deutungsmuster zu rekonstruieren und mittels des kontrastiven Fallvergleichs Ähnlichkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten. Dabei verzichtete sie auf die Entwicklung von Typen, um möglichen „festschreibenden Kategorisierungen“ und „Stereotypisierungen der interviewten Personengruppe“ entgegenzuwirken (vgl. Schörmann 2021:87). Die drei Fallbeschreibungen machen das akribische und differenzierte analytische Vorgehen der Forscherin deutlich. Ausführlich legt sie die Dimensionen des „Fragmentierten Erzählens“ dar. Dazu zählen Phänomene wie das Auslassen von Erzählungen über soziale Prozesse und Beziehungen, das Ausbleiben einer sequenziellen Ordnung der Erzählung, die Distanzierung vom traumatisierenden Erleben durch die Einnahme einer Metaperspektive und im Rückgriff auf professionelle Wissensbestände.

In ihrer abschließenden Diskussion stellt Schörmann zunächst fest, dass ein Verarbeiten von Kernerfahrungen eines Traumas nur in Beziehung gelingen kann und dass die Studienergebnisse einen Mangel der befragten Biograf:innen an sozialen Ressourcen offenbaren (vgl. Schörmann 2021:238). Während gemeinhin gilt, dass eine „kohärente Biografie (...) nur eingefasst in soziale Beziehungen und soziale Prozesse konstruiert werden [kann]“, stellt bei den Biograf:innen „[d]as Verknüpfen der eigenen Gewordenheit mit sozialen Beziehungen, insbesondere zu wichtigen Bezugspersonen, (...) eine Bedrohung dar, die umgegangen werden muss, um erzählfähig zu sein“ (Schörmann 2021:239). Sie diskutiert ausführlich die Implikationen ihrer Erkenntnisse für die Soziale Arbeit und argumentiert plausibel und schlüssig den Stellenwert der Ermöglichung von Teilhabe.

Die Arbeit ist allen Fachkräften zu empfehlen, die mit (komplex) traumatisierten Menschen zusammenarbeiten und dabei deren Biografiearbeit in anerkennender und ressourcenorientierter Weise unterstützen wollen.

Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, 13(3), 283–293. https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/5314/ssoar-np-1983-3-schutze-biographieforschung_und_narratives_interview.pdf?sequence=1&isAllowed=y&lnkname=ssoar-np-1983-3-schutze-biographieforschung_und_narratives_interview.pdf [10.12.2023].

Der Begründer des narrativen Interviews und Pionier der qualitativen Biographieforschung leitet diesen Artikel mit der Feststellung ein, dass sich die sozialwissenschaftliche Forschung bislang mit dem Lebenszyklus von Alterskohorten einer Gesellschaft befasst, für die soziologische Theoriebildung, aber auch das subjektive Erleben bedeutsam ist. Er vertritt die These, dass sogenannte Prozessstrukturen des subjektiven Lebensverlaufs im Prinzip in allen Lebensläufen zu finden sind und damit gesellschaftliche Relevanz haben. Ausgehend von dieser These begründet er

sein Forschungsinteresse sowohl an den faktischen Lebensläufen – „Was hat sich in soziologisch interessierenden Lebensgeschichten faktisch ereignet?“ (Schütze 1983:284) – als auch an der autobiografischen Narration („Wie deutet der Biographenträger seine Lebensgeschichte?“ [Schütze 1983:284]). Daher sei es wichtig, stets die sequenziellen Strukturen autobiografischer Stegreiferzählungen im Blick zu haben. Schütze legt zunächst die drei zentralen Teile des autobiografisch-narrativen Interviews dar, 1) die autobiografische Anfangserzählung, 2) die nachfragebasierte Erzählung und 3) Erklärungen und Abstraktionen des:der Biograf:in. In seinen Erläuterungen zur sequenziierenden Analyse beschreibt er gut nachvollziehbar folgende Auswertungsschritte: 1) die formale Textanalyse, 2) die strukturelle inhaltliche Beschreibung der einzelnen Segmente, 3) die analytische Abstraktion und 4) die Wissensanalyse. Die Schritte 5) des kontrastiven Vergleichs und 6) der Konstruktion eines theoretischen Modells werden in diesen Beitrag nur skizziert. In diesem Artikel fokussiert Schütze auf die Prozessstruktur der Verlaufskurve, die mit Aristoteles auch als Prozess des Erleidens (Schütze 1983:288) bezeichnet werden könnte. Seine Erläuterung der Spezifika dieser Prozessstruktur veranschaulicht er mit der Lebensgeschichte eines Internatsschülers, der aus ärmlichen Verhältnissen stammt und der ausgehend von einer professionellen Beratung eine Berufswahl trifft, mit der er sich nicht identifizieren kann. Diese Erfahrung der beruflichen Fremdbestimmung führt bei dem jungen Mann mit der Zeit zu einer depressiven Verstimmung. Schütze vermittelt anschaulich Einblicke in den Prozess, der in einem Orientierungszusammenbruch und Suizidversuch seinen Höhepunkt findet. Der Artikel bietet eine sehr gut lesbare Illustration der biografischen Methode und Erläuterung der Prozessstruktur der Verlaufskurve.

Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, Martin (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart: Metzler, 78-117.
https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/5309/ssoar-1984-schutze-kognitive_figuren_des_autobiographischen_stegreiferzahlens.pdf?sequence=1
[10.12.2023]

Bei diesem Beitrag handelt es sich um ein Grundlagenwerk der interpretativen Biografieforschung, dessen Kenntnis Biografieforscher:innen wie auch Expert:innen für Biografische Diagnostik und Biografiearbeit empfohlen werden kann. Fritz Schütze legt zunächst dar, dass die Erzählpassagen in biografischen Interviews große Nähe zum vergangenen Erleben von Ereignissen und Erfahrungen aufweisen und wie die Biograf:innen aus einer Position des verallgemeinerten Anderen auf die eigene Identitätsentwicklung blicken. Darüber hinaus geht er auf das sozial vermittelte generalisierte und implizite Wissen ein, das zur Konstruktion von autobiografischen Erzählungen notwendig ist und das in den erstaunlich einheitlichen Mustern der Narrationen ersichtlich wird. Schütze beschreibt ausführlich die von ihm empirisch festgestellten Strukturen autobiografischer Stegreiferzählungen. Diese unterscheidet er in vier „Ordnungsbausteine“, und zwar 1) den:die Biographenträger:in und dessen:deren soziale Beziehungen, 2) Ereignis- und Erfahrungsverkettungen, 3) Situationen, Lebenswelten und soziale Welten sowie 4) die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte. Die von ihm als Prozessstrukturen bezeichneten Haltungen gegenüber lebensgeschichtlichen Erlebnissen und Erfahrungen bieten eine wertvolle Deutungsbasis für Selbstbeschreibungen von

Biograf:innen. So macht es für Sozialpädagog:innen und Sozialarbeiter:innen in der Interventionsgestaltung einen Unterschied, ob Klient:innen einzelne Erfahrungen oder auch ihr gesamtes Leben als „biografisches Handlungsschema“, als „institutionelles Ablaufmuster“, als „Verlaufskurve“ oder als „Wandlungsprozess“ (Schütze 1984:92) betrachten und beschreiben. Auch wenn Fritz Schütze einen für die Soziale Arbeit ungewohnten Sprachstil wählt und der Text sehr abstrakt scheint, so lohnt sich die Auseinandersetzung mit dieser häufig zitierten Quelle.

Uhlendorff, Uwe (2001): Sozialpädagogische Diagnosen III. Ein sozialpädagogisch-hermeneutisches Diagnoseverfahren für die Hilfeplanung. 2. Auflage. Weinheim und München, sowie

Mollenhauer, Klaus / Uhlendorff, Uwe (2000): Sozialpädagogische Diagnosen II. Selbstdeutungen verhaltensschwieriger Jugendlicher als empirische Grundlage für Erziehungspläne. 2. Auflage. Weinheim und München.

Im Rahmen von zwei Studien entwickelten Mollenhauer und Uhlendorff ein Konzept zur Diagnostik individueller Selbstdeutung von psychosozial belasteten Kindern und Jugendlichen, die in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe betreut wurden. In der ersten Studie erfolgte eine hermeneutische Analyse von narrativen Interviews mit 70 Jugendlichen. Diese brachte 19 Selbstdeutungsmuster in vier als pädagogisch relevant erachteten Dimensionen (Zeit, Körperbilder, Selbstentwürfe, normative Orientierungen) hervor. Darüber hinaus wurde untersucht, wie Devianz als fünfte Dimension in den Narrationen zur Sprache kam. Ausgehend von dem gewählten methodischen Vorgehen und den Studienergebnissen wurde im zweiten Projekt ein Diagnoseverfahren entwickelt. Dazu wurden die Entwicklungskonzepte von Robert Kegan, Robert L. Selman und Jean Piaget verknüpft und Entwicklungsaufgaben in den Dimensionen Zeit, Körperbilder, Selbstentwürfe, normative Orientierungen und Interaktionsstrategien beschrieben. Anhand dieses Entwicklungsaufgabenmodells können leitfadengestützte Interviews mit Jugendlichen analysiert werden, um individuelle Aufgabenstellungen zu finden. Die 2001 erschienene Studie ist allen zu empfehlen, die sich für die Anwendung der Sozialpädagogischen Diagnose interessieren. Hier werden die grundlegenden theoretischen Konzepte, das Entwicklungsaufgabenmodell und die Erkenntnisse aus 30 Falldiagnosen ausführlich dargelegt. Darüber hinaus enthält das Buch einen Interviewleitfaden für die Falldiagnose und das Entwicklungsaufgabenmodell in Form eines prägnanten Diagnoseleitfadens.

Uhlendorff, Uwe / Cinkl, Stephan / Marthaler, Thomas (2008): Sozialpädagogische Familiendiagnosen. Deutungsmuster familiärer Belastungssituationen und erzieherischer Notlagen in der Jugendhilfe. 2., korrigierte Auflage, Weinheim und München.

Diese Studie zielt darauf ab, anhand von leitfadengestützten Interviews mit 81 Familien Problemtypen familiärer Belastungen und erzieherischer Notlagen zu eruieren. Anhand dieser Problemtypen und Selbstdeutungsmuster soll außerdem ein sozialpädagogisches

Falldiagnoseverfahren konzipiert werden. Die Autoren legen zunächst das methodische Vorgehen und theoretische Vorannahmen offen und beschreiben anschließend die 12 identifizierten Selbstdeutungsmuster: biografische Leidensmuster, sozioökonomische Rahmenbedingungen, Erfahrungen mit professionellen Helfersystemen, Einbindung in informelle Helfersysteme, aktuell relevante familiäre Belastungen, familiäre Arbeitsteilung, familiäre Zeitstruktur, Erziehungsprobleme, Selbstzufriedenheit mit den familiären Aufgaben und dem Beruf, Bewältigung familiärer Konflikte, Partnerschaftserleben sowie subjektiver Hilfeplan. Entlang dieser Dimensionen werden Typen gebildet, wie beispielsweise „selbstzufriedene/selbstkritische/frustrierte“ Eltern oder leidenschaftlich-verbindende/beziehungsorientiert-destructive/sachbezogen-erfolgreiche/sachbezogen-scheiternde Konfliktkultur. Die Problemtypen werden entlang von drei Kategorien unterschieden: eltern- und erwachsenenbezogenen Konfliktthemen, eltern- und erwachsenenbezogenen Hilfethematiken und familiären Aufgabentypen. Die innerhalb des Datenmaterials identifizierten Cluster werden mithilfe von Interviewauszügen veranschaulicht, sodass ein differenziertes Verständnis von Problemtypen mit Bezeichnungen wie „Rauskommen“ und „Neugründungsfamilien“ entwickelt werden kann.

Die Autoren schlagen ein Modell für die sozialpädagogische Familiendiagnose vor, bei dem zunächst leitfadengestützte Interviews mit den Elternteilen und den Kindern geführt werden, die anschließend in Teams von Mitarbeiter:innen der behördlichen und privaten Kinder- und Jugendhilfe entlang der 12 Selbstdeutungsmuster protokolliert und schließlich analysiert werden. Ein Diagnosemanual soll die abschließende fachliche Einschätzung und die Formulierung sozialpädagogischer Aufgabenstellungen unterstützen. Anhand von zwei Fallbeispielen wird illustriert, wie eine fachliche Beschreibung und Einschätzung der gewonnenen Informationen ausfallen kann. Der Anhang enthält Interviewleitfäden und eine stichwortartige Auflistung der Auswertungskategorien.

Wir empfehlen das Buch sowohl Fachkräften, die eine fachlich fundierte Familiendiagnostik praktizieren wollen, als auch Kolleg:innen, die Einblicke in die subjektiven Sichtweisen und Erklärungsmuster von belasteten Familien gewinnen wollen.

Annex

Projekt TransSoDia

Soziale Arbeit ist eine Profession und Disziplin, die sich der Bekämpfung von Armut, der Förderung des Wohlergehens der Menschen und der sozialen Gerechtigkeit verschrieben hat. Soziale Arbeit widmet sich der sozialen Integration in Lebenswelten und der gesellschaftlichen Inklusion benachteiligter Personengruppen. Sie ist den demokratischen Grundwerten und den Menschenrechten verpflichtet. Ihre Schwerpunkte liegen in der Arbeit mit Armutsbetroffenen und -gefährdeten, Straffälligen, Suchtkranken, chronisch und/oder psychisch Kranken, gefährdeten Kindern und Jugendlichen, Menschen mit Behinderungen etc. In dem vom EU-Programm Erasmus+ kofinanzierten Projekt [TransSoDia - Kooperative Soziale Diagnostik transnational und digital lehren und lernen](#) haben drei Hochschulen aus Österreich, den Niederlanden und Deutschland ihre Kooperation intensiviert, um Studierende und Praktiker*innen der Sozialen Arbeit in ihren diagnostischen Kompetenzen zu stärken. Die Projektpartner*innen widmen sich der fachlich-inhaltlichen Weiterentwicklung von Instrumenten der kooperativen Sozialen Diagnostik sowie innovativen didaktischen Methoden. Das vorliegende Produkt ist Teil der im Projekt entwickelten Informations- und Lernmaterialien.

Laufzeit: 01.04.2022 – 31.03.2025

Projektteam:

Fachhochschule St. Pölten (AT):

- FH-Prof. DSA Mag. Karin Goger MSc MSc
- FH-Prof. Mag. (FH) Christina Engel-Unterberger
- Dipl.-Ing. Mag. Alexander Rind
- Julia Böck BSc

Fachhochschule Kiel (DE):

- Prof. Dr. phil. habil. Joseph Richter-Mackenstein

Saxion University of Applied Sciences Enschede (NL):

- Christian Schwital, BA, MA

Haftungsausschluss

Dieses Projekt wurde mit Unterstützung der Europäischen Kommission finanziert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung trägt allein der:die Verfasser:in; die Kommission haftet nicht für die weitere Verwendung der darin enthaltenen Angaben.